

## **Junge Türken als Täter und Opfer von Gewalt**

Christian Pfeiffer / Peter Wetzels

"Mit moslemischen Kindern ist es in der Klasse immer aufregend. Die moslemischen Kinder vereinen sich zu Gruppen. Sie spielen miteinander und machen Scherze. Doch manchmal kloppen sie auch. Wenn sie Freunde sind und sich kloppen, dann fast immer aus Spaß. Wenn sie dann richtig kloppen, dann hat man ein Problem. Sie hören aber irgendwann auf. Und dann kann man wieder mit ihnen reden. Dann geht es wieder seinen gewohnten Lauf. Also wie ich schon schrieb oder sagte, es ist mit moslemischen Kindern in der Klasse immer aufregend." Der Junge, der das in einem Schulaufsatz geschrieben hat, ist elf Jahre alt. Er besucht die 6. Klasse eines Gymnasiums in einer Großstadt Nordrhein-Westfalens. Die Hälfte seiner Mitschüler sind muslimische Kinder, zum größten Teil Türken. Seine Schilderung hat also durchaus ihre Erfahrungsbasis. Auffallend ist, wie sehr er das "Kloppen" und den Gruppenzusammenhalt der jungen Muslime betont. Lassen sich diese Beobachtungen verallgemeinern? Stimmt es, dass junge Türken öfter als die Angehörigen anderer ethnischer Gruppen in Gewalttaten verwickelt sind? Treten sie dabei häufiger als andere in Gruppen auf? Oder sind das nur Vorurteile der Deutschen, die schnell damit bei der Hand sind, den Fremden Böses zuzuschreiben?

Am Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen haben wir diese Fragen auf verschiedene Weise untersucht. Ein Weg war beispielsweise der, in den westdeutschen Jugendstrafanstalten die ethnische Zusammensetzung der jungen Gefangenen zu ermitteln. Ende Mai 1998 betrug danach der Anteil der jungen Türken 15 % und lag damit fast dreimal so hoch wie ihr Bevölkerungsanteil in der entsprechenden Altersgruppe. Für alle anderen Ausländer ergab sich eine Gefangenenquote von 25 % gegenüber 12 % in der Bevölkerung. Auch junge Spätaussiedler waren im Jugendstrafvollzug mit 10 % um etwa das Doppelte überrepräsentiert. Die einheimischen Deutschen dagegen stellten im Mai 1998 nur noch jeden zweiten Gefangenen bei einem Bevölkerungsanteil in der Altersgruppe von 78 %.

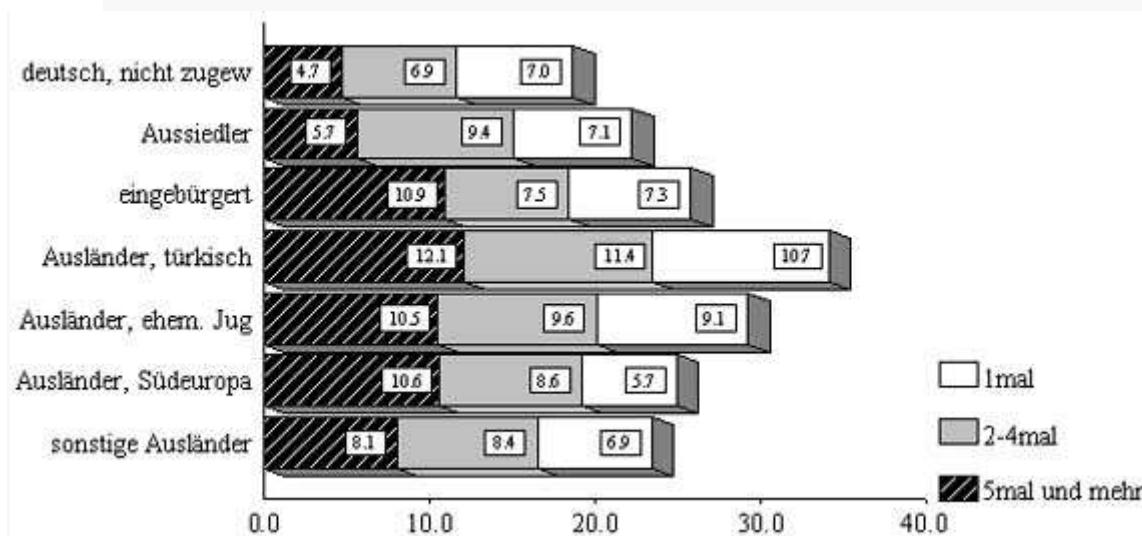
Bedeutet das nun, dass die Einwanderer, und hier insbesondere die jungen Türken, erheblich krimineller sind als junge Deutsche? Die Einwände, die gegen eine solche Folgerung vorgetragen werden, liegen auf der Hand. So wachsen junge Migranten weit häufiger als ihre deutschen Alterskollegen in sozialen Randgruppen auf. Hier werden also gewissermaßen Äpfel mit Birnen verglichen. Ferner spricht manches für die These, dass die deutschen Kriminalitätsoffer einen ausländischen Täter schneller anzeigen als einen Deutschen, weil die häufig bestehenden Kommunikationsprobleme und Vorurteile eine gütliche Beilegung des Konfliktes erschweren. Und schließlich gibt es deutliche Anhaltspunkte dafür, dass junge Ausländer für die gleichen Delikte von der Justiz härter bestraft werden als Deutsche.

Die ersten beiden Einwände lassen sich nur dann umfassend klären, wenn man auch das Dunkelfeld der Straftaten, die der Polizei nicht bekannt werden, in die Analyse einbezieht. Wir haben deshalb im Jahr 1998 in neun deutschen Städten ca. 16.000 Jugendliche dazu befragt, ob sie Täter oder Opfer von Gewalttaten waren und wie sie solche Erfahrungen verarbeitet haben. Die von uns gezogene Stichprobe war repräsentativ für Schülerinnen und Schüler der 9. Klassen.

Einer der zentralen Fragenkomplexe betraf die eigenen Gewalttaten der Jugendlichen. Wir wollten wissen, ob und gegebenenfalls wie oft sie im Verlauf der letzten zwölf Monate andere beraubt, erpresst, massiv geschlagen oder mit einer Waffe bedroht hatten. Die niedrigste Rate ergab sich mit 18,6 % bei den jungen Deutschen, die höchste bei jungen Türken mit 34,2 %. An zweiter Stelle stehen die Schülerinnen und Schüler aus dem ehemaligen Jugoslawien mit

einer Täterrate von 29,2 %. Noch größer werden diese Unterschiede, wenn man auch die Zahl der insgesamt von den Jugendlichen berichteten Gewalttaten berücksichtigt. Auf 100 türkische Jugendliche entfallen pro Jahr nach eigenen Angaben fast dreimal so viel Gewalttaten wie auf gleichaltrige Deutsche. Bei den Jugendlichen aus dem ehemaligen Jugoslawien sind es etwa 2,5 mal so viel. Damit steht im Zusammenhang, dass junge Türken und Jugoslawen nach eigenen Angaben weit häufiger als junge Deutsche Mitglied einer Clique von Jugendlichen sind, die gemeinsam Straftaten begehen.

**Abbildung 1:** Raten der aktiven Gewalttäter in den letzten 12 Monaten in den Städten Kiel, Hamburg, Hannover, Wunstorf, Lilienthal, Leipzig, Stuttgart, Schwäbisch-Gmünd und München, differenziert nach ethnischer Herkunft



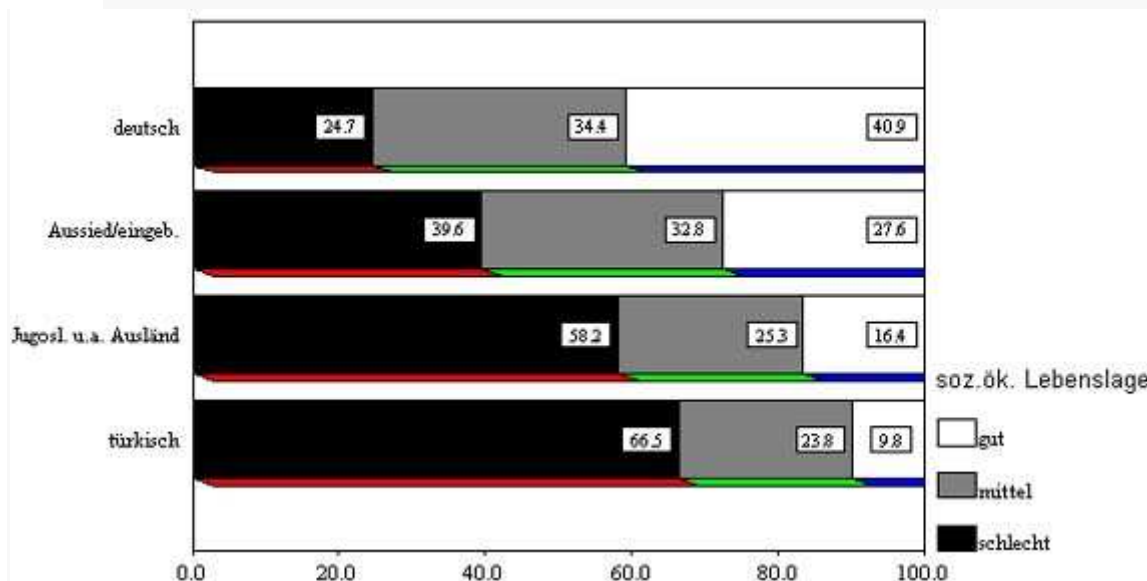
Aber kann man diesen Angaben zur Häufigkeit eigener Gewalttaten der 14- bis 16-Jährigen wirklich Glauben schenken? Vielleicht tendieren die jungen Türken und Osteuropäer ja weit öfter dazu, in ihren Antworten zu übertreiben? Wir hatten selber Zweifel und wollten deshalb von den Jugendlichen auch wissen, ob sie im letzten Jahr Opfer derartiger Gewaltdelikte geworden sind. In Bezug auf ihre letzte Opfererfahrung haben wir ergänzend gefragt, welcher ethnischen Gruppe der oder die Täter ihrer Einschätzung nach angehörten. Vier Fünftel der Opfer konnten dazu Angaben machen. Von ihnen gaben 28,9 % an, der oder die Täter seien Türken gewesen. Differenziert man hier nach der ethnischen Zugehörigkeit der Opfer, so finden sich nur geringe Unterschiede. Selbst junge Türken nannten zu 26,9 % ihre Landsleute als Täter – eine Quote, die etwa dreimal so hoch liegt wie der Anteil der türkischen Jugendlichen unter den befragten Schülerinnen und Schülern. Für die einheimischen Deutschen zeigt sich dagegen, dass sie aus der Sicht aller Opfer als Täter erheblich unterrepräsentiert sind. Die Opferangaben zur ethnischen Zugehörigkeit der Täter haben damit weitgehend das bestätigt, was die Daten zur selbstberichteten Delinquenz gezeigt haben.

Wie sind diese gravierenden Unterschiede der Gewaltbelastung Jugendlicher zu erklären? Eine wichtige Rolle spielen hier die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, unter denen junge Menschen aufwachsen. Bereits vor drei Jahren hatten wir in einer Studie für die Europäische Union aufgezeigt, dass der europaweit zu beobachtende Anstieg der Jugendgewalt in hohem Maße durch wachsende soziale Gegensätze bedingt ist. Die Lebenswelt der jungen Menschen wird immer mehr zu einer Winner-Loser-Kultur. Wer auf die Seite der enttäuschten Verlierer gerät, ist in Gefahr, seine Frustration in Gewalt umzusetzen. Genau dies zeigt nun auch die Schülerbefragung. Danach haben zwei

Belastungsfaktoren erhebliche Bedeutung: zum einen die relative Armut, die wir daran gemessen haben, ob die Eltern arbeitslos sind oder von Sozialhilfe leben; zum anderen schlechte Ausbildungsperspektiven der Jugendlichen, weil diese die Sonderschule, eine Hauptschule oder ein Berufsvorbereitungsjahr besuchen.

Auf der Basis dieser Merkmale haben wir zwei Extremgruppen gebildet. Die eine bilden alle Jugendlichen, die schlechte Ausbildungsperspektiven haben sowie solche, die zwar die Realschule oder Gesamtschule besuchen aber von relativer Armut betroffen sind (sozioökonomische Lebenslage = "schlecht"). Die Kontrastgruppe sind solche, die doppelt privilegiert sind (i.e. Gymnasiasten und zugleich nicht von relativer Armut betroffen; sozioökonomische Lebenslage = "gut"). Besonders deutliche Unterschiede zeigen sich dann, wenn wir nur die Jugendlichen betrachten, die im Jahr vor der Befragung mindestens fünf Gewalttaten begangen haben. Für alle ethnischen Gruppen gilt dann, dass die sozial stark benachteiligten Jugendlichen drei- bis viermal so oft Mehrfachtäter sind wie diejenigen, die sehr privilegiert leben. Erhebliche Unterschiede bestehen aber auch in den Anteilen dieser beiden Extremgruppen in den verschiedenen Ethnien. An dem einen Ende stehen die türkischen Jugendlichen die zu 66,5% und jene aus dem ehemaligen Jugoslawien sowie sonstige Ausländer, die zu 58,2 % zu den sehr Benachteiligten gehören und nur zu 9,8 bzw. 16,4 % den sehr Privilegierten zugerechnet werden können. Am anderen Ende finden sich die jungen einheimischen Deutschen mit 24,7 % sehr Benachteiligten und 40,9 % sehr Privilegierten.

**Abbildung 2:** Sozioökonomische Lebenslage Jugendlicher nach ethnischer Herkunft



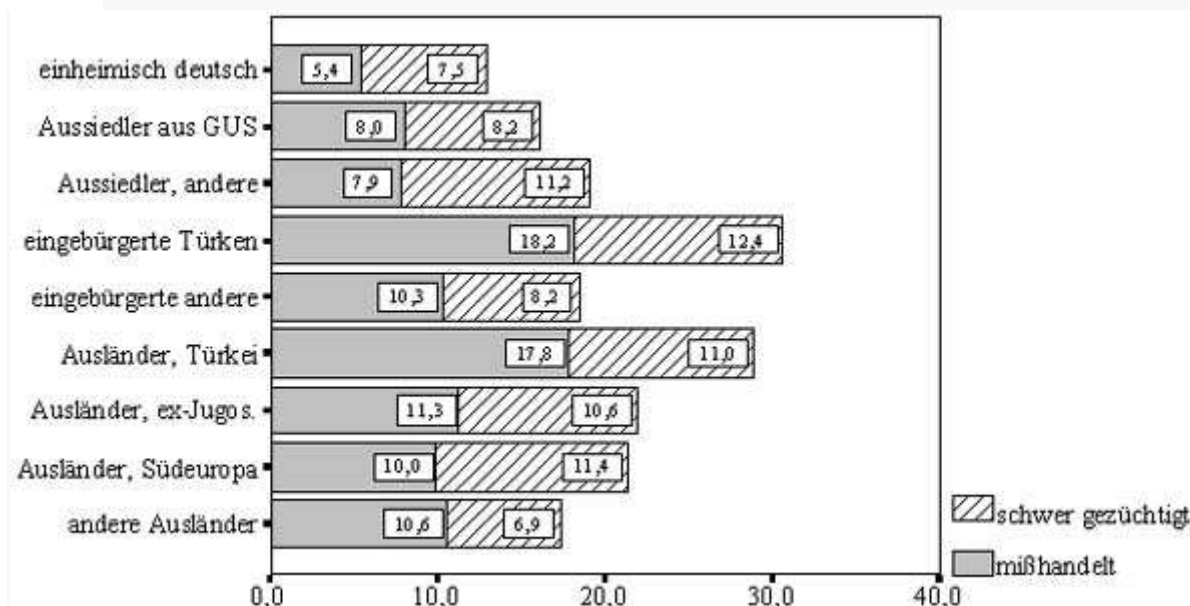
Die Folgerung lautet: Je besser die soziale Integration der jungen Türken und ihrer Familien gelingt, umso niedriger müsste ihre Gewalttrate ausfallen. Genau das bestätigen unsere Daten. Den jungen Türken geht es danach am besten in München, am schlechtesten in Hamburg und Schwäbisch Gmünd. Während in München beispielsweise nur 8,1 % der Eltern türkischer Jugendlicher arbeitslos sind oder von Sozialhilfe leben, sind es in Schwäbisch Gmünd 20,4 % und in Hamburg 24 %. In München besuchen immerhin 15,1 % der jungen Türken das Gymnasium, in Hamburg 8,4 % und in Schwäbisch Gmünd gar nur 4,1 %. Es überrascht nicht, dass sich im Vergleich der Städte zur selbst berichteten Täterraten der jungen Türken erhebliche Unterschiede zeigen. Die höchste Quote erreicht hier Schwäbisch Gmünd mit 40,9 %. In Hamburg sind es 33,1 %, in München dagegen nur 24,1 %. Damit ergibt sich zwar auch

in München für die jungen Türken noch eine deutlich höhere Quote als für die gleichaltrigen Deutschen (17,9 %), der Abstand fällt hier aber weit geringer aus als in den anderen Städten.

Für das Hineinwachsen der jungen Migranten in unsere Gesellschaft hat möglicherweise auch Bedeutung, in welchem Ausmaß sich diese in ihrer Umwelt akzeptiert sehen. Wir haben deshalb Fragen dazu gestellt, ob die ausländischen Jugendlichen sich von gleichaltrigen Deutschen abgelehnt fühlen und welches Ausmaß die Fremdenfeindlichkeit unter den deutschen Schülern erreicht. Die regionalen Unterschiede sind hier nicht so klar ausgeprägt wie bei den sozialen Faktoren. Eines zeichnet sich jedoch deutlich ab. Die Stadt Schwäbisch Gmünd liegt beide Male in der Spitzengruppe und auch für Hamburg ergibt sich insgesamt betrachtet kein günstiges Bild. München dagegen fällt durch die niedrigste Rate von jungen Ausländern auf, die sich wegen ihrer Nationalität abgelehnt fühlen. Die oben dargestellten regionalen Unterschiede der Gewaltquote junger Migranten hängen also offenbar auch mit dem Grad der Akzeptanz zusammen, die sie in ihrer Umwelt erfahren.

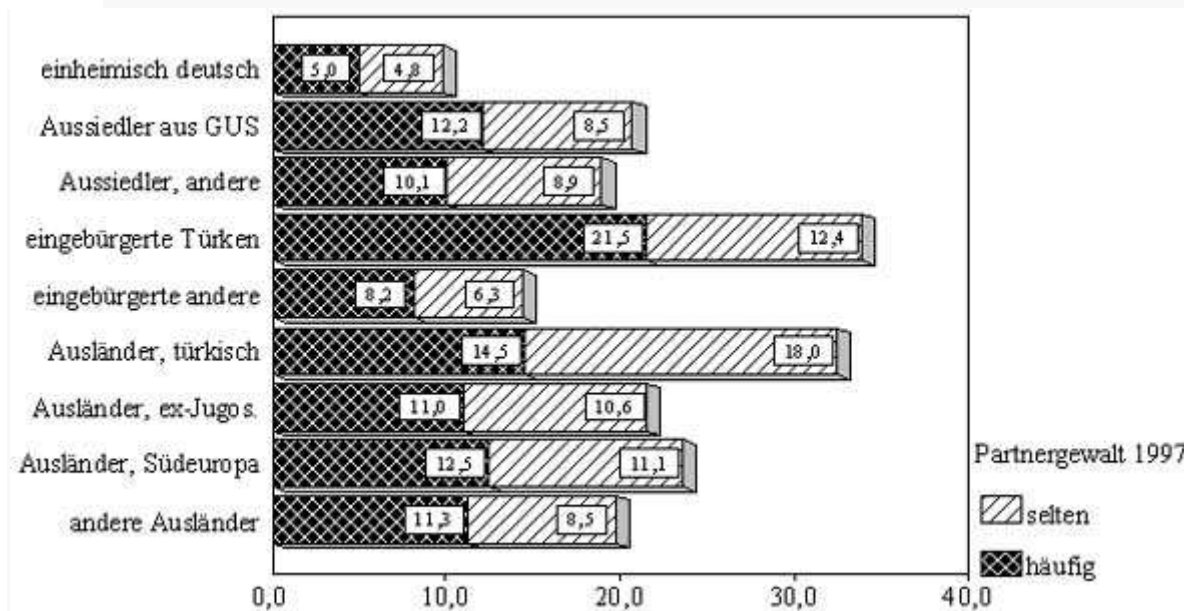
Die bisher dargestellten Erkenntnisse könnten zu der Annahme verleiten, wir hätten damit bereits ausreichende Antworten auf die eingangs gestellten Fragen gefunden. Dann aber dürften sich im Vergleich der Gewalttaten der Jugendlichen, die sozial relativ privilegiert aufwachsen, nur geringe Unterschiede zeigen. Dies ist jedoch nicht der Fall. Zwar verringert sich der Abstand etwas. Aber immer noch dominieren die jungen Türken mit einer im Vergleich zu den Deutschen etwa doppelt so hohen Rate (22,9 % zu 11,1 %). Es folgen die Jugendlichen aus dem früheren Jugoslawien mit deutlichem Abstand vor den anderen ethnischen Gruppen. Es muss also noch andere Belastungsfaktoren geben, die besonders bei türkischen Jugendlichen zum Tragen kommen. Die Sozialisationsforschung weist hier den Weg. Sie hat schon seit Jahrzehnten Befunde dazu vorgelegt, dass die Erfahrung innerfamiliärer Gewalt prägenden Einfluss auf das Verhalten von jungen Menschen hat. Die 16.000 Jugendlichen haben wir deshalb auch dazu gefragt, ob sie in ihrer Kindheit oder im letzten Jahr Opfer von massiver körperlicher Gewalt ihrer Eltern geworden waren und ob sie ferner im Laufe der letzten zwölf Monate beobachtet haben, dass die Eltern sich untereinander geschlagen hatten.

**Abbildung 3:** Opfer schwerer elterlicher Gewalt im letzten Jahr in verschiedenen ethnischen Gruppen



Die Antworten offenbaren im Vergleich der ethnischen Gruppen gravierende Unterschiede. An erster Stelle stehen die türkischen Jugendlichen. Fast jeder Fünfte von ihnen ist im Laufe des letzten Jahres zu Hause misshandelt worden (Fausthiebe aufwärts). Am anderen Ende der Skala finden wir die jungen Deutschen, von denen nur jeder 18. Misshandlungen durch seine Eltern berichtet hat. Entsprechende Unterschiede zeigten sich sowohl im Hinblick auf die Misshandlungen während der Kindheit als auch zu der Beobachtung, dass die Eltern sich untereinander geschlagen hatten. Letzteres berichtete fast jeder dritte türkische Jugendliche gegenüber nur jedem elften Deutschen. Diese Unterschiede bleiben im Übrigen weitgehend bestehen, wenn wir den Faktor Arbeitslosigkeit/Sozialhilfe kontrollieren, d.h. nur solche Familien vergleichen, die derselben sozialen Gruppe angehören. Die hohe Rate der innerfamiliären Gewalt in türkischen Familien kann also nicht primär mit ihrer sozialen Lage erklärt werden.

**Abbildung 4:** Beobachtete Partnergewalt (Eltern) im letzten Jahr nach ethnischer Herkunft



Und wie wirken sich derartige Erfahrungen auf das Verhalten der Jugendlichen aus? Nach den Befunden aus der Schülerbefragung gilt generell, dass geschlagene Kinder eine eineinhalb- bis dreimal höheres Risiko haben, selber zu Gewalttätern zu werden als nicht geschlagene. Je höher die Intensität und die Dauer der erlittenen Gewalt ausfallen, umso höher wächst die Gewaltrate. Und dies wird noch einmal gesteigert, wenn die Jugendlichen zusätzlich Gewalt der Eltern untereinander beobachtet haben. Da hierbei die Väter dominieren, entsteht so für männliche Jugendliche ein problematisches Rollenvorbild.

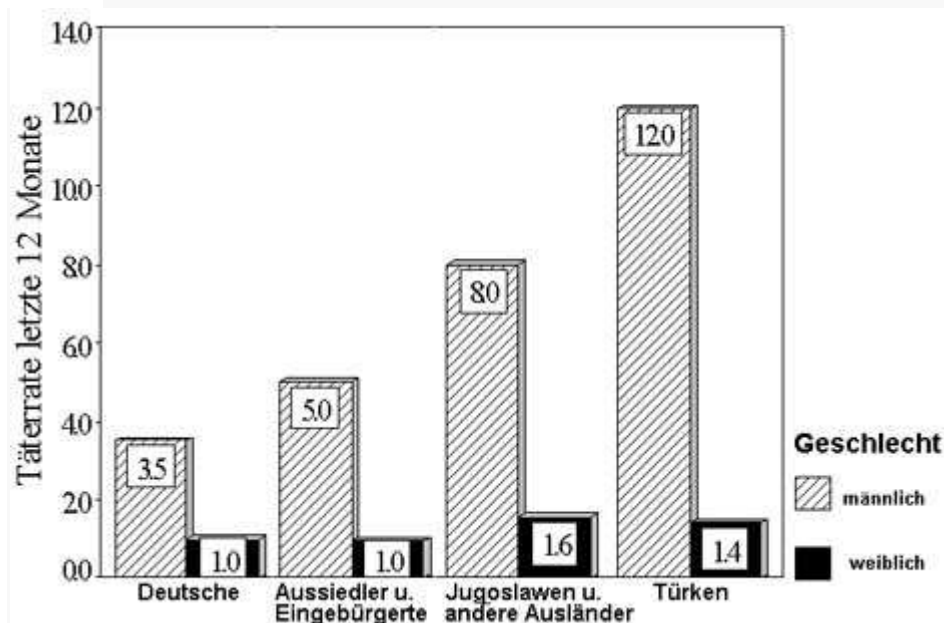
Unsere Befragung hat ferner den Nachweis für einen weiteren geschlechtsspezifischen Aspekt der Sozialisation Jugendlicher erbracht. Männliche Jugendliche, die zu Hause oder im Freundeskreis von ihren Gewalttaten gegenüber anderen Jugendlichen berichten, werden hierfür weit seltener als Mädchen bestraft bzw. abgelehnt und erheblich häufiger gelobt. Und auch dieser Einflussfaktor ist bei türkischen Jugendlichen deutlicher ausgeprägt als bei den Jugendlichen aus anderen ethnischen Gruppen.

Und noch ein Forschungsergebnis verdient in diesem Zusammenhang Beachtung. Im Rahmen der Befragung wollten wir von den Jungen und Mädchen auch wissen, ob sie in ihrer Klasse zu den besten drei im Sport gehören. Bei einer durchschnittlichen Klassenstärke von je zwölf

Kindern lag der Erwartungswert damit bei 25 bis maximal 35 %. Entsprechend haben dann auch die deutschen Jungen und Mädchen geantwortet. Von den männlichen türkischen Jugendlichen dagegen haben 70 % angegeben, dass sie zur Spitzengruppe der besten drei gehören. Selbst wenn man berücksichtigt, dass sie nach ihren Notenangaben beim Sport tatsächlich etwas besser abschneiden als der Durchschnitt, belegt der Zahlenvergleich für ein Drittel der türkischen Jungen eine deutliche Diskrepanz zwischen ihrem nach außen demonstrierten Leistungsanspruch und der Wirklichkeit. Wir interpretieren den Befund als Anzeichen einer männlichen Selbstüberschätzung, die von einem starken Defizit an sozialer Anerkennung gespeist wird. Die daraus erwachsenden Probleme liegen auf der Hand: eine geringe Frustrationstoleranz und eine erhöhte Aggressionsbereitschaft.

Das Resultat dieser unterschiedlichen Erfahrungen und Prägungen zeigt die Abbildung 5. Wir konzentrieren uns dabei auf solche Jugendliche, die nach eigenen Angaben im letzten Jahr mindestens zehn Gewalttaten begangen haben. Danach finden sich unter männlichen türkischen Jugendlichen dreieinhalbmal soviel massive Gewalttäter wie unter den deutschen Jugendlichen und zudem achtmal so viel wie unter den türkischen Mädchen. Bei den Deutschen stehen die Täterraten von Jungen und Mädchen demgegenüber im Verhältnis von 3,5 zu 1. Vergleicht man nur die Mädchen aus den verschiedenen ethnischen Gruppen untereinander, fallen die Unterschiede gering aus. Sie verschwinden zudem völlig, wenn man ausschließlich Mädchen aus derselben sozialen Lage einander gegenüberstellt. Türkische Mädchen beispielsweise, die eine Realschule besuchen und nicht von Armut betroffen sind, weisen eine etwa gleich hohe Gewaltrate auf wie deutsche Mädchen in derselben sozialen Situation.

**Abbildung 5:** Aktives Gewalthandeln nach ethnischer Herkunft und Geschlecht (Täterraten für 10 und mehr Gewaltdelikte in den letzten 12 Monaten)



Etwas anderes gilt allerdings für männliche türkische Jugendliche. Wenn man auch bei ihnen die sozialen Faktoren kontrolliert, verringert sich im Vergleich zu den Deutschen zwar der Abstand in der Gewaltrate. Es bleibt aber dabei, dass männliche türkische Jugendliche mehr als doppelt so oft Mehrfachtäter von Gewalt sind wie Deutsche. Wir deuten das so: Ein beachtlicher Teil von ihnen ist stark durch ein traditionelles Männlichkeitskonzept geprägt, das sie in ihrer familiären und kulturellen Sozialisation erlernen und das ihre

Gewaltbereitschaft deutlich erhöht. Die Forschungsergebnisse sehen wir damit als Ausdruck eines Kulturkonfliktes, der sich insbesondere für solche türkischen Familien ergibt, die sich nach der Einwanderung in Deutschland stark an diesen traditionellen Rollenmustern für Männer und Frauen orientieren. Dort wird die Vorherrschaft des Vaters, der den Gehorsam der Familienmitglieder notfalls mit Gewalt einfordern darf, zum Ausgangspunkt dafür, dass die Söhne in ihrer neuen Heimat in massive Gewaltkonflikte geraten.

Diese These wird durch einen weiteren Forschungsbefund gestützt, der auf den ersten Blick überrascht. Je länger die Aufenthaltsdauer der türkischen Jugendlichen in Deutschland ist, umso häufiger haben sie im letzten Jahr vor der Befragung Gewalttaten begangen. Am höchsten fällt die Gewaltrate bei denen aus, die in Deutschland geboren sind. Ein ähnliches Bild zeigt sich auch bei den anderen ethnischen Gruppen. Aus unserer Sicht bieten sich hierfür zwei Erklärungen an. Zum einen sind junge Einwanderer in den ersten Jahren nach ihrer Ankunft offenbar noch gewillt, Nachteile in Kauf zu nehmen. Je länger sie nun in Deutschland leben, umso mehr entstehen in ihren Köpfen deutsche Ansprüche, denen häufig keine deutschen Chancen gegenüberstehen. Diese Enttäuschung und die frustrierende Erfahrung, dass Wünsche und Realisierungsmöglichkeiten weit auseinanderklaffen, wird von manchen mit Gewalttaten beantwortet.

Zum anderen ist aber auch zu beachten, dass nach unseren Daten sowohl die Gewalt gegen Kinder, Jugendliche und Frauen als auch die Häufigkeit von gewalttätigen Auseinandersetzungen unter den Eltern steigen, je länger die Migranten in Deutschland leben. Wir interpretieren dies als Ausdruck davon, dass traditionell strukturierte türkische Familien in den ersten Jahren nach ihrer Ankunft in Deutschland noch einen starken Zusammenhalt haben. Die Dominanz des Vaters scheint hier noch ungebrochen. Mit wachsender Aufenthaltsdauer treten dann aber offenbar Probleme auf. Die Gründe hierfür können vielfältig sein. Da will sich der Sohn in seiner Lebensführung nicht mehr strikt an die Traditionen des Herkunftslandes halten. Die Tochter möchte sich wie ihre deutsche Schulkameradinnen schminken, kleiden und in die Disko gehen oder verliebt sich gar in einen Deutschen. Und manche Mütter stellen sich bei derartigen Streitfragen auf einmal auf die Seite der Kinder. Beachtung verdient ferner, dass die Kinder die deutsche Sprache erheblich schneller erlernen als ihre Eltern und sich auch deswegen nach einigen Jahren in der neuen Welt besser zurechtfinden. In hierarchisch strukturierten Familien können auch daraus Spannungen erwachsen, wenn insbesondere der Vater sich damit schwer tut, dass die Kinder vieles besser wissen als er und ihm nach einiger Zeit insoweit an sozialer Kompetenz überlegen sind. Und schließlich spielt möglicherweise eine gewichtige Rolle, dass nach unseren Daten türkische Familien die mit Abstand niedrigste Scheidungsrate aufweisen (7 %). Offenkundig führen hier selbst lang anhaltende und massive Konflikte zwischen den Eltern nur höchst selten zur Trennung mit der Folge, dass das Risiko der innerfamiliären Gewalt auch dadurch bedingt im Laufe der Zeit ansteigt.

Die Familie wird so zum Austragungsort von wachsenden Konflikten, in denen ein Teil der Väter unter Einsatz körperlicher Gewalt versucht, eine traditionelle Ordnung aufrecht zu erhalten. Die besonders hohe Gewaltrate männlicher türkischer Jugendlicher erscheint damit auch als Ausdruck eines Männlichkeitskonzeptes, das unter den sozialen Rahmenbedingungen unseres Landes mit wachsender Aufenthaltsdauer in eine tiefe Legitimationskrise gerät. Damit soll nicht gesagt werden, dass es in deutschen Familien keine derartigen Probleme gibt. Sie sind heute lediglich seltener anzutreffen, weil der Prozess der Gleichstellung von Männern und Frauen früher eingesetzt hat.

Wie soll man mit diesen Forschungsbefunden umgehen? Welche Folgerungen lassen sich aus ihnen ableiten? Wir hatten während der letzten zwölf Monate mehrfach Gelegenheit, beide Fragen sowohl mit deutschen als mit türkischen Zuhörern von Vorträgen zu erörtern, die wir zu den Ergebnissen unserer Schülerbefragung in Deutschland und in der Türkei gehalten hatten. Die Resonanz war sehr unterschiedlich. Die Aussagekraft unserer Daten wurde zwar von den Zuhörern nur selten bezweifelt. Vor allem unter den Deutschen gab es aber jeweils nicht wenige, die ihre Besorgnis darüber äußerten, dass unsere Erkenntnisse von rechten Parteien und ausländerfeindlichen Gruppen missbraucht werden könnten. Einige vertraten deshalb die Ansicht, wir sollten die Forschungsergebnisse von den Massenmedien fernhalten und sie bestenfalls zur internen Politikberatung nutzen. Aber ist dies wirklich ein realisierbarer und vernünftiger Vorschlag?

Wir sind nach einer breiten internen Debatte zu der gegenteiligen Auffassung gelangt und sehen uns darin durch die Reaktion vieler türkischer Diskussionspartner bestärkt. Gerade sie sind es nämlich, die aus unseren Befunden zur Lebenssituation von jungen Türken in Deutschland klare Forderungen an die Politik ableiten und sich deshalb eindeutig für eine breite Diskussion der Forschungsergebnisse in der Öffentlichkeit aussprechen. So fordern sie, dass die beachtlichen regionalen Unterschiede, die bei der schulischen Integration der jungen Migranten und insbesondere der türkischen Jugendlichen auftreten, zum Anlass genommen werden, unsere bildungspolitische Praxis kritisch zu überprüfen. Wie ist es zu erklären, dass beispielsweise die Gymnasiastenquote der jungen Deutschen an einem Ort um das Elffache über der der türkischen Jugendlichen liegt und an einem anderen "nur" um knapp das Dreifache? Was muss geschehen, damit sich daran etwas ändert? Nur wenn wir Antworten auf diese Fragen finden, lässt sich das Ideal der Chancengleichheit im Bildungswesen auch für junge Migranten schrittweise realisieren.

Es sind aber nicht nur diese sozialkritischen Aspekte unserer Forschung, die aus der Sicht unserer türkischen Diskussionspartner in die öffentliche Debatte gehören. Mutig setzen sich einige auch dafür ein, dass die Erkenntnisse zur innerfamiliären Gewalt und ihren negativen Folgen sowohl in türkischen wie in deutschen Medien erörtert werden. Und auch darin stimmen wir mit ihnen uneingeschränkt überein. Die Maßstäbe der political correctness dürfen nicht dazu verleiten, dass man schmerzhaft Botschaften nur hinter vorgehaltener Hand weitererzählt oder gar völlig unterdrückt. Mit dem Verschweigen dieser Probleme ist niemandem gedient. Eine ehrliche Auseinandersetzung eröffnet dagegen die Perspektive, dass ein schon in Gang befindlicher Prozess des kulturellen Wandels beschleunigt wird.

Diese optimistische Einschätzung stützt sich auf mehrere Argumente. So muss bedacht werden, dass nach unseren Daten heute knapp die Hälfte der hier lebenden türkischen Eltern ihre Kinder in keiner Weise schlägt und dass es nur in einem Drittel der Familien zu massiven Gewaltproblemen kommt. Die Mehrheit der in Deutschland lebenden Türken muss also nicht in die Defensive geraten, wenn wir das Thema der Misshandlung von Kindern, Jugendlichen und Frauen offen ansprechen. Wir sind hierbei allerdings darauf angewiesen, dass wir für diese dringend notwendige Debatte türkische Partner gewinnen. Allein können wir nur wenig bewegen. Wir freuen uns deshalb sehr, dass in der Türkei ein Kollege beabsichtigt, die hier durchgeführte Schülerbefragung noch in diesem Jahr in seiner Stadt zu realisieren. Dadurch werden zu unseren Forschungsergebnissen bald Vergleichsdaten aus der Heimatkultur der Türken zur Verfügung stehen. Sie sollten es erleichtern, die hier vorgetragenen Erkenntnisse an Türken in Deutschland heranzutragen. Die Argumente, die wir dabei gemeinsam vertreten könnten, liegen auf der Hand.

Der Befund, dass schlagende Väter zu einem problematischen Vorbild für ihre Söhne werden, ist klar belegt. Ebenso wichtig ist für die Debatte allerdings die empirisch genauso abgesicherte Erkenntnis, dass Mädchen durch das Erleiden und Beobachten von innerfamiliärer Gewalt die Opferrolle lernen. Eine Frau, die als Kind oder Jugendliche misshandelt worden ist und zusätzlich erlebt hat, dass die Mutter vom Vater massiv geschlagen wurde, hat ein zehnmal höheres Risiko, an einen gewalttätigen Partner zu geraten als eine Frau ohne derartig belastende Sozialisationserfahrungen.

Eltern, die ihre Kinder massiv schlagen, reduzieren damit erheblich deren soziale Kompetenz und ihre Erfolgchancen in Schule und Beruf. Gewalterfahrungen in der Familie wirken sich zum einen negativ auf das Selbstwertgefühl der Kinder aus. Sie führen zum anderen dazu, dass bei den Betroffenen die schulischen Leistungen deutlich sinken. Und schließlich verringern sie die Fähigkeit, bei Konflikten konstruktiv zu reagieren und das Verhalten anderer in derartigen Situationen richtig einzuschätzen.

Eine demokratische Gesellschaft braucht Bürger, die Zivilcourage haben und bereit sind, sich für andere einzusetzen. Auch diese Bürgertugenden haben ihre Sozialisationsgeschichte. Dies belegt beispielsweise eine Untersuchung zur Biographie von Menschen, die in der Nazizeit Juden gerettet haben (Oliner/Oliner: "The Altruistic Personality"). Sie zeigt eines deutlich: Gewaltfreie Erziehung fördert den aufrechten Gang. Mutige und sozial engagierte Menschen wachsen am besten in Familien, in denen die Eltern liebevoll und nicht schlagend mit ihren Kindern umgehen.

Die bisherige Debatte, die wir dazu in Deutschland und in der Türkei geführt haben, hat uns allerdings eines deutlich gemacht. Selbst wenn es uns gelingen sollte, unter den Türken in Deutschland für diese Thesen engagierte Mitstreiter zu finden, wird das allein nicht ausreichen, eine Brücke der Verständigung zu denen herzustellen, die es angeht. Wir brauchen darüber hinaus eine Kultur der emotionalen Akzeptanz. Was damit gemeint ist, soll hier am Beispiel Schule gezeigt werden – einem Ort, an dem sich die verschiedenen ethnischen Gruppen intensiv begegnen. Es geht dabei um dieselbe Klasse, aus der der eingangs zitierte Schüler stammt.

Angesichts der häufigen und teilweise auch aggressiv ausgetragenen Konflikte in dieser Klasse mit ihrem hohen Anteil türkischer Kinder hat sich die Klassenlehrerin im letzten Jahr zu einem ungewöhnlichen Schritt entschlossen. Sie hat mit der gesamten Klasse eine türkische Moschee besucht und anschließend alle Teilnehmer dieses im Unterricht gut vorbereiteten Experimentes gebeten, darüber einen Aufsatz zu schreiben. Die deutschen Kinder waren offenkundig von der orientalischen Pracht der Moschee und der Offenheit, mit der sie dort aufgenommen wurden, sehr beeindruckt. Dazu einige Zitate: "Als ich in die Moschee reinging, dachte ich, ich wäre in einem Palast. Ich fühlte mich reich. Ich fühlte mich wie der König von Deutschland. Ich war vom Teppich richtig verzaubert." "Wir durften Fragen stellen. Die Antworten waren sehr interessant... und wir durften auch mit denen beten, das war sehr schön." "Die Moslems haben eine gute Religion, auch wenn sie anders ist."

Die türkischen Kinder wiederum äußerten sich sehr erleichtert und stolz darüber, dass es den deutschen Schülerinnen und Schülern so gut gefallen hat: "Es war ein gutes Gefühl, den deutschen Kindern mal zu erklären, wie es in der Moschee ist und wie unsere Religion ist. Ich habe gehört, dass es ihnen auch sehr gut gefallen hat." "Ich dachte, dass die christlichen Kinder lachen oder etwas falsches machen. Da die es aber richtig und schön gemacht haben,

habe ich tief Luft geholt vor Erleichterung. Denn ich wollte keinen schlechten Eindruck machen. ... Als eine Muslime war ich nach diesem guten Ereignis sehr stolz."

Anschließend besuchte die Lehrerin türkische Eltern, deren Kinder Schwierigkeiten in der Schule hatten. Dabei wurde offenkundig, dass der Besuch in der Moschee die Gesprächsbereitschaft auf der türkischen Seite sehr erhöhte. Die Lehrerin wurde durchweg freundlich aufgenommen und hatte es nun leichter, Probleme offen anzusprechen.

Am Beispiel dieser kleinen Geschichte wird exemplarisch deutlich, was geschehen muss, damit die Erkenntnisse des hier skizzierten Forschungsprojektes die angestrebten Veränderungen fördern können. Die nötige Debatte kann dann konstruktiv werden, wenn zunächst die türkische Seite das Gefühl hat, dass sie von den deutschen Gesprächspartnern in ihrer kulturellen Andersartigkeit akzeptiert wird. Wir Deutschen wiederum sollten nicht "die Türken" pauschal angreifen, sondern lediglich eine gemeinsame Debatte über bestimmte traditionelle Verhaltensmuster anstreben, die aus unserer Sicht die sozialen Chancen der jungen Türken in Deutschland gravierend mindern. Wenn dann noch ein engagiertes Bemühen hinzukommt, die eingangs beschriebenen sozialen Benachteiligungen der jungen Migranten abzubauen, bestehen gute Chancen dafür, dass sich die geschilderten Gewaltprobleme deutlich reduzieren.